

# VON AMSELN, PATRIOTEN UND WEINEN

■ von Danja Antonovic

Auf dem Amselfeld gibt es keine Amseln, auf dem Amselfeld wachsen kaum Reben. Auch der Wein, den Deutschland einst liebte, der süßliche rote „Amselfelder“, hatte das Amselfeld nie gesehen. Er kam zumeist aus Metochien, der anderen, westlichen Hälfte des heutigen Kosovo. Keinen Wein, dafür aber Schlachten kannte das für das Kosovo namensgebende tektonische Becken, Fushë Kosova, deutsch Amselfeld, im Osten gleich im Dutzend; angefangen von denen zwischen Serben und Osmanen im 14. Jahrhundert bis zu denen des Ersten Weltkriegs. Für den Namen des aus Gamay, Cabernet, Pinot und lokalen Sorten gekelterten Weins schließlich waren nicht Kosovaren, sondern ein Weinimporteur aus deutschen Landen verantwortlich. Das war im Jahr 1963.



Fotos: Imre Szabó, Luis Dafos/Getty Images

**I**m April 2015 ist das Kosovo für die serbische Journalistin „terra incognita“. Ein weißer Fleck, vielleicht sogar ein gefährlicher. Eine befreundete Kollegin aus dem kosovarischen Priština rät: „Vielleicht wäre es sicherer, wenn du nicht mit Belgrader Kennzeichen zu uns kommst. Man weiß nie, welchen ‚Patrioten‘ man unterwegs so begegnet.“ Den Wagen parke ich deshalb vorsichtshalber in einem Dorf kurz vor der Grenze. Das letzte Stück der Strecke übernimmt der örtliche Taxifahrer, für die knapp 40 Kilometer braucht er mehr als eine Stunde. Je näher die Grenze, desto schlechter die Straße. Für einen Weg, der aus Serbien ins Kosovo führt, je nach Lesart Republik oder auch nur serbische Provinz, fühlt sich hier offenbar niemand mehr zuständig.

Kurz vor der Grenze heißt es dann wieder aussteigen: „Sie müssen zu Fuß weiter, ich traue denen nicht!“ Ob er den Serben oder den Kosovaren misstraut, will der Fahrer nicht sagen. Der leere Asphaltstreifen erinnert an kommunistische Zeiten. Stacheldraht, Polizisten und Hunde sicherten damals die Grenze. Von denen ist zwar heute nichts mehr zu sehen, das unangenehme Gefühl aber bleibt – eine Zeitreise, mitten in Europa.

„Personalausweis!“, schnauzt der serbische Wachmann. Kein Pass wird verlangt, schließlich geht es für ihn hier gar nicht ins Ausland. Bei den Kosovaren darf man wählen: Pass oder Personalausweis, die große Freiheit. Und noch einmal geht es zu Fuß weiter. Agron, der albanische Taxifahrer, darf oder will mit seinem Prachtstück aus schwäbischer Produktion nicht allzu dicht an die Grenze fahren; darüber schon gar nicht, denn er hat kosovarische Kennzeichen montiert. „Ohne Visum und provisorische Kennzeichen kommen wir nur nach Albanien, Montenegro und ... Nigeria“, erklärt Zwei-Meter-Mann Agron, denn Kosovo ist zwar seit 2008 ein unabhängiger Staat, nicht aber für Serbien, einige Länder der EU und den Vatikan.

Kosovo! Neubauten ziehen vorbei, dicht an dicht, hässlich und dahingewürfelt. Reklameschilder, Baustoffplätze, Autohöfe, Obst und Gemüse am Straßenrand, sogar das eine oder andere Shoppingcenter. Wo noch vor 20 Jahren nur Felder waren, hat sich die Grenzstadt Podujeva ausgebrei-

**Der Asphaltstreifen erinnert an kommunistische Zeiten. Stacheldraht, Polizisten und Hunde sicherten damals die Grenze. Von denen ist nichts mehr zu sehen, das Gefühl aber bleibt**



Die neuen Autobahnen führen ins Nichts (o.). Das multiethnische Prizren (l. u.) ist die inoffizielle Hauptstadt der Weinbauregion Metochien. Ganz in der Nähe stehen die gigantischen Kellereianlagen von Stone Castle.

tet. Auf den Ortsschildern in Serbisch und Albanisch sind die serbischen Schriftzüge übersprüht.

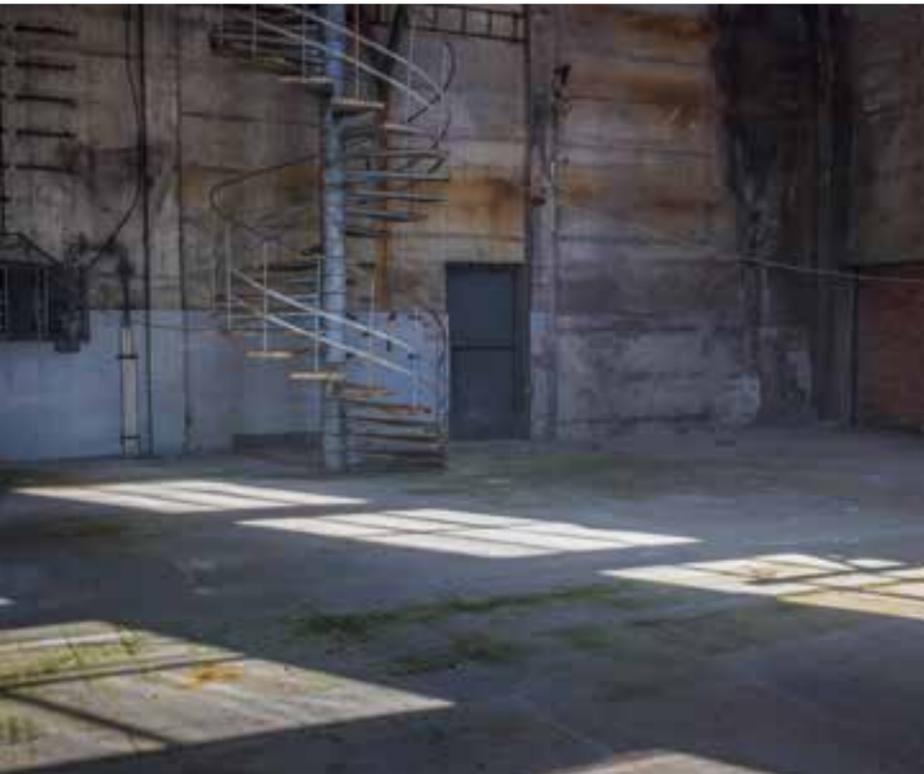
**W**ir fahren Richtung Prizren, umgehen die Hauptstadt Priština. Eine Autobahn vom Feinsten, kaum zwei Jahre alt und fast leer, durchschneidet die Landschaft wie eine fette, faule Schlange. Sie führt weiter nach Albanien und Montenegro, in drei Stunden erreicht man die Adria. Außer der Schlange gibt es nur holprige Straßen, mühsam zu befahren. Kurz vor Prizren biegen wir ab. Holpern weiter.

Die Täler zwischen Peć und Prizren im Südwesten des Landes sind Weinbaugebiet. Hier treffen mediterranes und kontinentales Klima aufeinander, Sonnentage gibt es zur Genüge, und die bis 700 Meter hoch gelegenen Weinberge profitieren vom ausgeglichenen Klima. Schon die Römer bauten hier Wein an, und im 13. Jahrhundert, als Prizren der Sitz der serbischen Könige war, verband eine 25 Kilometer lange Leitung ihre Residenz mit dem Weinkeller von Velika Hoča. Glücklicher König, in dessen Land statt Milch und Honig der Wein fließt.

Sonne und Regen begleiten uns im Wechsel, schamhaft erblühte Obstbäume bringen etwas Farbe in die graue Landschaft. Wir fahren nach Mala Kruša, knapp 20 Kilometer von Prizren entfernt. „Dorf ohne Männer“ nennt man Mala Kruša seit 1999. Damals wurden an einem einzigen Tag 110 Männer von serbischen Einheiten ermordet. Hier gab es die heftigsten Kämpfe, hier wurden die meisten Gräueltaten verübt. Die Täter: Serben und Albaner.

Am Dorfrand finden wir die kläglichen Reste des einstigen Weinimperiums Agrokor – zu Titos Zeiten, als Jugoslawien noch eins war, zählte es zu den größten Weinkombinaten des Landes. Tristesse pur! Verrottete Inoxtanks, die wie surrealistische Skulpturen in den Himmel ragen, vom Unkraut überwuchert. Löcher statt Fenster in

Desolat und verrottet, wie der Großteil des kosovarischen Weinbaus, sind auch viele der Anlagen, die noch aus kommunistischer Zeit datieren. Die Hoffnungen der Menschen liegen im Religiösen.



den Wänden der Hallen, das Tor mit dicken Schlössern gesichert.

Wir bleiben draußen. „Der Boss hat Nein gesagt“, knurrt der dünne Mann in holprigem Serbisch, nachdem er mit seinem Boss telefoniert hat. Gekauft hat die Anlage schon vor Jahren ein Investor, der seitdem mit den Behörden kämpft und auf die Genehmigungen zum Wiederaufbau des Betriebs wartet. Nichts Ungewöhnliches im Kosovo, dessen Wirtschaft darniederliegt.

**D**ass das einstige Kombinat im einstigen Jugoslawien zum Giganten werden konnte, verdankte es ausgerechnet den Deutschen. Einem Whiskyproduzenten aus Bingen, der den „Amselfelder“ erfand. „Elf Prozent Alkohol, 26 Gramm Süße, alle Jahre wieder“, wird Vahdet Spahiu später erzählen, der hier Chef-Önologe war. „Die Deutschen haben uns gelehrt, was Standards beim Weinmachen bedeuten. Die analytischen Parameter waren immer exakt dieselben.“

Zwar gab es auch andere Weine, aber der Rote war mit 650 Millionen verkaufter Flaschen und einem Umsatzvolumen von 30 Millionen Mark der Ren-

ner. Jahr für Jahr rollten Tausende Kesselwagen nach Deutschland. Als in den 1990er Jahren die Kämpfe begannen, kam die für alle Seiten lohnende Kooperation zum Erliegen. „Amselfelder“ wird inzwischen wieder von einer Kellerei im Mainzer Stadtteil Hechtsheim vermarktet, aber die Mengen sind noch weit vom einstigen Niveau entfernt.

Es ist Abend, und wir sind in Prizren, einst „Jerusalem des Kosovo“ genannt: 41 Moscheen, viele orthodoxe Kirchen, eine katholische Kathedrale und viele Ethnien. 2004 stürmen Albaner das serbische Viertel, Häuser, Klöster und Kirchen werden verwüstet, die Bewohner ermordet oder vertrieben. Heute leben 30 Serben in Prizren, vor dem Krieg waren es 30.000.

Aber Prizren ist auch Sitz der deutschen KFOR-Truppen. 700 Soldaten bewachen den Frieden im Kosovo. Sie wissen: „Die Lage ist ruhig, aber nicht stabil.“ Über Nacht ist das Wetter umgeschlagen: Zwölf Grad – Schuhe, Schal und Pulli müssen wieder her. Agrons silberne Karosse wartet vor dem Hotel. Es geht nach Orahovac, der „Hauptstadt der Weinregion“ des Kosovo. Links und rechts der unzähligen Schlaglöcher endlose kahle Weinberge.

### IN MALA KRUŠA WURDEN AN EINEM TAG 110 MÄNNER VON SERBISCHEN EINHEITEN ERMORDET

Auslandskosovarische Rückkehrer haben in ihrer Heimat viel investiert. Noch aber sind die Spuren des Krieges unübersehbar. Vor allem auf dem Land.



Fotos: Reuters, Visum

**Die Derwische gehören zum Sufi-Orden. Schnaps und Wein trinken sie trotzdem**

In Orahovac selbst scheint alles neu. Einfamilienhäuser, Supermärkte, viel Glas und Granit an den Fassaden. Auf den Straßen levantinisches Gewusel, als ob an diesem Vormittag sämtliche Einwohner der Stadt unterwegs wären. An der Hauptstraße eine prachtvolle Moschee, in der tanzende Derwische ihre Gottesdienste abhalten. Sie gehören zum Sufi-Orden, den seine asketische Lebensweise auszeichnet. Schnaps und Wein trinken dürfen sie trotzdem. Mumin Lama ist der „Baba“, das 11. Oberhaupt der Sufi-Gemeinde. In einem früheren

Leben war er Versicherungskaufmann. Solange es Arbeit gab! „Wir kaufen Trauben aus der Gegend“, erzählt er im „Salon“ der Moschee, „sie sind die besten. Aus denen machen wir Wein und Grappa. Wir trinken alles selbst, nichts wird verkauft.“

**A**m Stadtrand residiert Stone Castle. Das nagelneue Verwaltungsgebäude ist von hohem Immergrün umsäumt, vor dem Anwesen eine kleine Probierbude. Davor ein Minibus mit Schweizer Kennzeichen. Fröhliches Lachen dringt nach außen. Die Weinprobe ist schon fortgeschritten. Stone Castle ist das Werk von Rustem Gecaj. Als junger Mann war er in die USA ausgewandert, dort zu Geld gekommen. Seiner Heimat aber blieb er treu, kaufte nach dem Krieg Teile von Agrokor und große Weinbergsflächen um Orahovac. Eine Gesamtinvestition von mehreren Millionen Dollar.

Stone Castle ist heute ein Vorzeigeunternehmen der kosovarischen Wirtschaft. 260 Mitarbeiter sind hier beschäftigt: in einem Land mit bis zu 45 Prozent Arbeitslosen ein enormer Erfolg. Zum Programm der Firma gehören moderne Rebsortenweine, Chardonnay, Shiraz, Merlot und Pinot, und auch der „Amselfelder“ unserer Tage gehört dazu. Etwa 250.000 Liter im Jahr gehen von hier aus auf die Reise nach Deutschland.

Artur Camaj ist der Generalmanager der Firma. Er zeigt uns die Weinberge, füttert uns mit Zahlen und Daten. „700 Hektar stehen heute unter Reben, früher waren es doppelt so viel. Aber zehn Jahre Krieg haben eben Tribut gefordert“, erklärt er in einem der raren Momente, in denen er nicht an seinem Smartphone werkelt. „My Smartphone is my castle“, lacht er und tippt weiter.

Dann sind wir im unterirdischen Weinkeller, fünf Millionen Liter lagern hier in riesigen Holzfässern. Hier wartet auch Vahdet Spahiu auf uns. Einer, der fast von Anfang an dabei war und der sich noch an die Anfänge erinnert. „1963 war der Transport abenteuerlich. 60 Kilometer ging es auf Traktoren bis Peć, dann mit dem Zug durch ganz Jugoslawien bis nach Deutschland.“ Einen „Amselfelder“ heutiger Produktion lässt er uns nicht probieren. „In Flaschen gefüllt wird er ja erst in Deutschland“, lautet die etwas durchsichtige Erklärung.

Wir sind in Metochien, der Weinbauregion des Kosovo. Serben leben hier heute in dörflichen En-





Fotos: Imre Szabó

# König aus dem Morgenland

von Eckhard Supp

klaven. Eine von ihnen ist Velika Hoča. Auch hier wird seit Urzeiten Wein gemacht. Es ist Ostermontag. Die Dorfstraßen sind leer, alle sind oben auf dem Berg. Vor der kleinen Kirche segnet der Pope die Gläubigen, nach der Predigt wird getanzt und gesungen. Im Dorf wird Wein ausgeschenkt. Hier wartet Boža Petrovič mit seiner Sippe auf uns. Brüder und Schwestern, zwei Söhne, Enkelkinder. Alle waren sie in der Kirche. Seit 1905 sind die Petrovičs Weinbauern. „Mein Großvater hat damals die Weinberge von den Türken gekauft, die waren damals die Herren auf dem Balkan. Den Vertrag habe ich heute noch“, erzählt das stolze Familienoberhaupt.

## BOŽANA SCHENKT UNS BUNTE OSTEREIER, ES GIBT BOUREK MIT KRÄUTERN UND SPINAT GEFÜLLT

Boža Petrovič, der Serbe, und Vahdet Spahiu, der Albaner, sind einstige Arbeitskollegen. Haben „Amselfelder“ gemacht. Ihre Freundschaft ist trotz der Kriege intakt. „Damals haben wir einander vertraut“, erinnert sich der Patriarch, „aber als dann der Krieg begann, litt alles darunter. Wir sollten endlich richtigen Frieden schließen. Die Menschen brauchen Arbeit.“ Es ist Nachmittag, wir sitzen in der Sonne. Božana, Božas Frau, schenkt uns bunte Ostereier, es gibt Bourek mit Frühlingskräutern und Spinat gefüllt. Und Merlot, zehn Jahre alt. Hier gibt es Amseln, ganz gefährliche Vögel. Im Herbst fallen Millionen von ihnen über die Weinberge her, und wer seinen Wein dann nicht gelesen hat, ist der Dumme. Binnen einer halben Stunde sind die Reben dann kahl.

Wir sind endlich in Priština angekommen. Die Stadt ist ein Sammelsurium von Plattenbauten, Wolkenkratzern aus Stahl und Glas, von engen Gassen und verstopften Straßen. Offen und ungegliedert bieten Verkäufer geschmuggelte Zigaretten in ihren Bauchläden an, alle zwei Meter winkt ein Fast-Food-Restaurant. Unübersehbar die Kopie der New Yorker Freiheitsstatue auf dem Dach des Hotels „Victory“. Wie aus einer anderen Welt schaut sie in den Himmel. Die Stadt ist voller junger Menschen, die meisten von ihnen arbeitslos. „No hope“, sagt uns der 23-jährige Ares Shporta, nach der Zukunft befragt. Noch immer ist das Kosovo nicht ganz befriedet, trotz aller Brüsseler Bemühungen, Serben und Albaner an einen Tisch zu bekommen. Wie hieß es doch gleich bei der KFOR? „Die Lage ist ruhig, aber nicht stabil.“ Und doch gibt es hier und da noch Hoffnung auf bessere Zeiten. Mustafë Kastrati, Mitarbeiter der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit, in Orahovac geboren, in Deutschland studiert, hat sie, die Hoffnung: „Im Wein liegt Kosovos Zukunft.“



Danja Antonovic, Absolventin der Deutschen Journalistenschule, lebt seit 2006 wieder in Belgrad, von wo aus sie für deutsche Medien berichtet. Für enos wagte sie das Abenteuer einer Reise ins benachbarte, einst verfeindete Kosovo.

Auch eingefleischte Weinfreunde haben ihre liebe Mühe, sich die ungewöhnlichen Namen für übergroße Wein- und Sektflaschenformate zu merken. Wird die doppelte Normalflasche noch recht eingängig als „Magnum“ bezeichnet – der Name hat nichts mit dem beliebten TV-Ermittler zu tun, sondern leitet sich vom lateinischen „magnus“, auf Deutsch groß, bedeutend, hoch, her –, so wird es bei der vierfachen Normalflasche, auch schnöde Doppelmagnum genannt, schon komplizierter. In der französischen Champagne heißt diese auch Jeroboam. In anderen Regionen steht dieser Name dann allerdings für ein Flaschenvolumen von 4,5 oder gar 6 Litern. Noch größere Volumina nennen sich Rehoboam, Methusalem alias Impériale, Salmanazar, Balthasar oder Nebukadnezar, wo es mit einem Fassungsvermögen von 15 oder 16 Litern dann allerdings auch Schluss ist mit den schönen Namen.

Den Namen Impériale kann man noch intuitiv erschließen – Kaiserliche Hoheiten haben es bekanntlich in jeder Beziehung gerne immer etwas größer –, aber bei Rehoboam oder Nebukadnezar muss die Intuition versagen. Nur ganz bibelfeste oder historische Zeitgenossen ahnen, worauf sich die Namen beziehen: Jerobeam I. (926–907 v. Chr.) war einer der beiden israelitischen Könige, die auf Salomo folgten. Rehabeam, der Sohn Salomos, herrschte von 931 bis 914 v. Chr. als König über Juda und Jerusalem, und Methusalem war der Großvater Noahs. Salmanassar (858–824 v. Chr.) wiederum war König von Assyrien, Belsazar der Sohn des letzten babylonischen Königs Nabonid und Nebukad-

nezar II. (605–562 v. Chr.), der seinerseits Herrscher über Babylon war. Fragt sich nur, was Weinflaschen mit all diesen alttestamentarischen Figuren zu tun haben, von denen wahrscheinlich die eine oder andere nicht einmal Wein trank. Selbst die renommiertesten und umfangreichsten Lexika und Weinbücher ziehen es vor, sich bei dieser Frage vornehm auszuschweigen. Wenn sie überhaupt einmal gestellt wird, lautet die Antwort unisono: Niemand hat auch nur den blassessten Schimmer, wer die Namen erfand und vor allem, warum. Was man allerdings zu wissen glaubt, ist, dass sie alle erst seit dem frühen 19. Jahrhundert gebräuchlich sind.

Einen Hinweis könnte die Begeisterung des frühindustriellen, imperialen Englands für biblische Geschichten bieten. Die beliebte, alljährlich bei der „Last night of the proms“ vieltausendstimmig intonierte Hymne „Jerusalem“ von Hubert Parry beispielsweise geht zurück auf ein ebenfalls Anfang des 19. Jahrhunderts geschriebenes Gedicht William Blakes (aus dem Vorwort zu „Milton“, 1804–1810), der an die Legende eines Besuches des jungen Jesus Christus im englischen Glastonbury (Grafschaft Somerset) glaubte. Vielleicht erschienen die alttestamentarischen Namen ja einem ebenso bibelfesten wie romantischen Weinhändler, der diese großen Flaschenformate füllte und verkaufte, angebrachter als die umstrittener Herrscher Englands wie Henry, Elizabeth oder George. In Abwesenheit belastbarer Tatsachen ist das aber natürlich nicht mehr als eine spekulative, wenn auch vielleicht hübsche Idee.

